

Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, **gelitten draußen vor dem Tor**.

13 **So laßt uns nun zu ihm hinausgehen** aus dem Lager und seine Schmach tragen.

14 Denn wir haben **hier keine bleibende Stadt**, sondern die zukünftige suchen wir.

Liebe Gemeinde,

draußen ist der Frühling im Kommen. Die Sonne scheint, die Knospen der Bäume beginnen zu treiben, die Frühlingblüher leuchten ohnehin schon lange in den Gärten. Aber unser Leben ist seit dem Beginn der Coronakrise wie eingefroren. Große Reisen sind nicht schon seit mehr als einer Woche nicht mehr möglich. Die Grenzen in Europa sind dicht. Die Schüler gehen nicht nur zur Schule. Die Kindergartenkinder nicht in den Kindergarten. Der überwiegende Teil der Geschäfte ist geschlossen. Der Besuch beim Nachbarn sollte unterbleiben. Alle Zusammenkünfte in der Öffentlichkeit sind untersagt. Wir verzichten auf soziale Kontakte. Unser Leben fühlt sich an wie eingefroren.

Wir haben plötzlich viel mehr Zeit, an andere Menschen zu denken und über Dinge nachzudenken. Wir erleben das Leben aus einer völlig ungewöhnlichen Perspektive. Nebenbei entdecken wir: Dinge, die wir sonst für so unerhört wichtig und unverzichtbar erachten, fallen plötzlich weg – und es geht. Wir betrachten unser Leben ein bisschen wie von außen. Auch für unseren Glauben und unser Leben als Christen und christliche Gemeinde kommt jetzt auch manches auf den Prüfstand. Wie wichtig ist mir der Glaube und gibt er mir Halt? Nutze ich diese Zeit für Gedanken an Gott, für ein Gebet? Traue ich es mir zu, mit den Menschen in meiner Familie zu beten?

Das Leben, das Gewohnte von einer ganz anderen Seite sehen – das geschieht auch in dem Bibeltext des heutigen Sonntags aus dem Hebräerbrief (13, 12-14). Er ist an Menschen gerichtet, die mit den Traditionen des jüdischen Volkes vertraut sind ohne dass sie selbst Jüdinnen oder Juden sind oder waren. Aber sie kennen die Geschichten vom Auszug Israels aus Ägypten, von der zehnten Plage, dass alles Erstgeborene in der kommenden Nacht sterben wird. Nur die Israeliten, die ein Lamm schlachten und mit seinem Blut die Türpfosten des Hauses bestreichen, sollten verschont bleiben. Sie kennen auch die Tradition des großen Versöhnungstages (3.Mose 16), an dem neben anderen Opfern einem Bock alle Sünden des Volkes symbolisch auferlegt werden (3.Mose 16,20-22) und er dann als sprichwörtlicher „Sündenbock“ in die Wüste geschickt wird. Diese vertrauten Bildern für die Versöhnung zwischen Gott und Mensch nimmt der Hebräerbrief auf und deutet sie aus einer neuen Perspektive: Jesus Christus ist der Hohepriester und das Opfer zugleich. Am großen Versöhnungstag wurden dann die Leiber der Tiere, deren Blut durch den Hohenpriester als Sündopfer in das Heilige getragen wird, außerhalb des Lagers verbrannt. Diese Handlung, diesen Ortswechsel, nimmt der Predigttext des heutigen Sonntags auf:

Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, **gelitten draußen vor dem Tor**.

13 **So laßt uns nun zu ihm hinausgehen** aus dem Lager und seine Schmach tragen.

14 Denn wir haben **hier keine bleibende Stadt**, sondern die zukünftige suchen wir.

Gott handelt zum Heil seines Volkes, aber nicht drinnen in der Stadt, im Lager, im Zelt oder gar im Tempel, sondern draußen vor dem Tor. Das entscheidende Handeln Gottes geschieht nicht am heiligen Ort, sondern draußen vor dem Tor, außerhalb der heiligen Zone, an einem unheiligen Ort, dort, wo gelebt und gelitten wird, da ist der Ort Jesu, der Ort seines Leidens.

Der Hebräerbrief mutet uns einen Perspektivwechsel zu. Christus setzt sich der Wirklichkeit der Welt aus. Dort bringt er sich selbst zum Opfer da, das nicht Jahr für Jahr wiederholt werden muss, sondern das gilt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Draußen vor dem Tor erleidet Jesus Hohn, Spott und Schläge. An einem solchen Ort stirbt Jesus, denn Golgatha, die Schädelstätte ist ein ehemaliger Steinbruch, auf dem die Körper der Hingerichteten verbleiben oder verscharrt werden. Kein guter Ort. Jesus stirbt nicht in der Stadt, nicht im

Tempel, nicht im heiligen Bezirk. Er stirbt als Ausgestoßener an einem Ort der Unreinheit. Aber gerade dort ist Gott gegenwärtig.

Da wo Jesus ist, da ist auch unser Ort. Habt also keine Angst, wenn das Gewohnte wegbricht und ihr euch an einem neuen anderen Ort seht. Christus ist schon da. Christus ist da, wo wir einen Perspektivwechsel vollziehen – gerade, wenn sich unsre Leben wie eingefroren anfühlt.

Blüh auf, gefrorener Christ,  
der Mai ist vor der Tür.  
Du bleibest ewig tot,  
blühest du nicht jetzt und hier<sup>1</sup>.

heißt es in einem Gedicht von Dichter Angelus Silesius. Christsein besteht nicht im Rückzug – auch wenn uns gerade ein äußerlicher Rückzug auferlegt ist. Der auferlegte Perspektivwechsel lässt mich vielleicht neue Kräfte entdecken: Ich rufe den guten Freund aus früheren Jahren wirklich an und rede mit ihm. Ich versuche, den alten Zwist, der mich von einem Menschen trennt, jetzt aus der Welt zu schaffen. Ich versuche mich – zunächst zögernd, tastend, stockend – darin, Gott meine Sorgen und Freuden im Gebet zu sagen.

Draußen vor dem Tor, im Abseits, im Schatten – da, wo Christus ist, warten Menschen wie du und ich, also die, die gerade da sind. Manche sind durch harte Lebensumstände hart geworden. Sie haben in ihrem Leben – beruflich oder familiär – manchen Zug abfahren sehen, den sie gern erreicht hätten. Sie saßen am kürzeren Hebel, als in ihrem Leben wichtige Weichen gestellt wurden. Sie werden dafür geschätzt, nicht lange zu überlegen, wenn kurzfristig jemand gebraucht wird, der einspringen kann. Das alles hat nicht zwangsläufig dazu geführt, das eigene Leben gern zu bejahen, mit sich selbst gut befreundet zu sein und sich auf den morgigen Tag zu freuen. Aber dort, wo sie Zuwendung gegeben und erfahren haben, hat sich etwas verändert, da ist das eingefrorene Leben aufgetaut. Mit ihnen und mit Christus sind wir in guter Gesellschaft.

Eine eingefrorene Lebenssituation auftauen, das erfahren wir, das erfahre ich, wo Christus - natürlich auch in Gestalt des anderen Menschen - mich aufsucht, anspricht in Bedingungen, die mir zu schaffen machen und mir das Gefühl geben, draußen vor dem Tor nicht mein Leben leben zu können, nicht teilzuhaben an dem, was andere eine Gegenwart mit Zukunft nennen.

In einer scheinbar eingefrorenen Situation erfahre ich Solidarität. – In den letzten Tagen habe ich auch aus unserer Gemeinde erfahren mit wieviel Liebe, Phantasie Menschen für andere da sind und die wenigen möglichen Wege nutzen. Danke! Und wenn alles überstanden ist, müssen wir uns diese Geschichten erzählen. Denn solche Geschichten beflügeln uns auf dem Weg in die Zukunft.

Eine eingefrorene Lebenssituation auftauen. Unser Bibeltext endet mit einem Ausblick: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Das ist keine billige Vertröstung, so als ob, das, was uns hier zu schaffen macht, nur eine vorläufige Bedeutung hätte. Vielmehr heißt das im ersten Schritt: Auch unter schwierigen Bedingungen denken wir uns Leben neu. Wir versuchen bei denen zu sein, die draußen sind mit den Möglichkeiten, die wir gerade haben und die wir verantwortungsvoll gebrauchen. Eine eingefrorene Lebenssituation auftauen. Das heißt im Blick auf uns als Kirche und Gemeinde, dass wir gemeinsam lernen, Kirche neu und zukünftig zu denken und zu gestalten. Wandel hat es in unserer Kirche immer gegeben. Martin Luther hat uns das bewiesen, indem er Kirche neu gedacht hat. Wir werden auch aus der Corona-Zeit als eine andere Kirche hervorgehen. Ich kann mir vorstellen, dass das Gebet und die lebendige Gemeinschaft unter uns einen neuen Stellenwert bekommen und wir uns leichter von angestaubtem Inventar trennen. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Als Kirche sind wir – wie das Volk des Ersten Bundes- ein wandelndes Volk Gottes (zugegeben momentan äußerlich etwas ausgebremst). Wir leben auf Zukunft hin, Zukunft im jetzt und hier und Zukunft bei Gott.

---

<sup>1</sup> Aus: *Der Cherubinische Wandersmann*, III, 90

Lassen Sie uns gemeinsame diesen Weg gehen. Dabei wird Eingefrorenes aufgetaut. Wir werden als wandelndes Gottesvolk Gott immer wieder neu denken und erfahren. Wir werden bei denen sein, die draußen sind. Und wir wissen: Wir sind noch nicht am Ziel. Aber Christus erwartet uns dort. Amen.

Bleiben Sie gesund und behütet.

SVH 4, 1-3 Wir ziehen vor die Tore der Stadt

1. Wir ziehen vor die Tore der Stadt. Der Herr ist nicht mehr fern.  
Singt laut, wer eine Stimme hat! Erhebt die Blicke, wer schwach und matt!  
Wir ziehen vor die Tore der Stadt und grüßen unsern Herrn.

2. Er ist entschlossen Wege zu gehn, die keiner sich getraut.  
Er wird zu den Verstoßenen stehn, wird nicht nach anderer Urteil sehn.  
Er ist entschlossen Wege zu gehn, vor denen allen graut.

3. Er ruft uns vor die Tore der Welt. / Denn draußen wird er sein,  
der draußen einen Krippe wählt / und draußen stirbt auf dem Schädelfeld.  
Er ruft uns vor die Tor der Welt: / Steht für die draußen sein!

(Text: Gottfried Schille 1971)

Hier füge ich zum Nachlesen meine Predigt aus dem Jahr 2014 zum identischen Bibeltext an:

Liebe Gemeinde,

in der Passionszeit sind wir in besonderer Weise dazu herausgefordert, uns mit dem Weg Jesu nach Jerusalem, mit dem Weg, der hinaus nach Golgatha führt, auseinander zusetzen. Dieser Weg ist kein leichter. Es ist der Weg Jesu. Er ist ihn für uns gegangen. Wir fragen uns danach, was das für uns bedeuten kann. Wir nähern uns diesem Weg oder versuchen ihnen zumindest innerlich mitzugehen. Die Passionszeit bietet dafür verschiedene Möglichkeiten. Dabei gibt es kein Universalrezept. Der eine nutzt die Zeit vor Ostern, um bewußt auf Dinge zu verzichten, die uns mehr ablenken als zum Wesentlichen in unserem Leben führen. Der nächste hört eine Passionsmusik oder ist an deren Aufführung beteiligt. In unserer Gemeinde haben wir die Praxis der Passionsandachten für diese Wochen wieder in Gang gesetzt, um neben den sonntäglichen Gottesdiensten sich dem Weg, den Christus für uns gegangen ist, anzunähern.

Ganz verschiedene Bilder gebraucht das Neue Testament, um sich diesem Ereignis des Glaubens zu nähern: Manchen Texte des Urchristentums ist das Erschrecken über den Tod Jesu am Kreuz noch anzuspüren. Im ersten Moment war es einfach nur eine Katastrophe, dass Jesus, der vom Reich Gottes sprach, der Barmherzigkeit gelebt hat, der den Menschen in einzigartiger Weise nachgegangen ist, am Kreuz endete. Das Kreuz - einzig und allein eine persönliche Katastrophe, der schlimmste Justizirrtum schlechthin? Neue Bilder kamen hinzu, Deutungen, die sich aus dem Alten Testament, der Bibel des Urchristentums, herleiteten:<sup>2</sup>

- Jesus, der leidende Gottesknecht. „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.“ (Jes. 53,4).
- Jesus, der stellvertretend als der Gerechte die Strafe für die Sünde der Welt trägt. „Christus aber hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er zum Fluch wurde für uns.“ Gal. 3,13
- Jesus, der stellvertretend das Lösegeld zahlt. So wie in der Antike Sklaven durch Lösegeld freigekauft wurden, so zahlte Jesus mit seinem Tod das Lösegeld für uns. „Denn der Menschensohn ist gekommen, daß er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.“ Mk. 10,45
- Jesus, der in einem wechselseitigen Tausch an die Stelle des Sünders tritt. „Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt“ (2.Kor. 5,21) „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe! Der gute Hirte leidet für die Schafe. Die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte, für seine Knechte.“ (EG 81,4)

Das naheliegendste und bekannteste Bild, um das Geschehen des Karfreitags zu deuten, fand sich für die ersten Christen, die ja aus dem Hintergrund des Judentums kamen, in der Vorstellung des Opfers. Ein Opfertier, das Passahlamm, trägt stellvertretend die Schuld, die Sünde hinweg. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.“ (Joh. 1,29). Der Hohepriester vollzieht dieses Opfer genau nach den entsprechenden Vorschriften (Hebr. 9,11). Dieses Bild greift der Verfasser des Hebräerbriefes auf, wobei Christus Hohepriester und Opfertier zugleich ist, um den Weg Jesu zu deuten und für die Gemeinde daraus abzuleiten: Was heißt das für unseren Weg? Wo ist unser Ort? Im Predigtabschnitt für den heutigen Sonntag heißt es:

<sup>2</sup> Evangelischer Erwachsenenkatechismus, Gütersloh 2010, S. 263f; Heinrich Ott: Die Antwort des Glaubens – Systematische Theologie in 50 Artikeln, Stuttgart 1981 S. 259-268

Völlig in Frage gestellt wird der Sühnopfergedanke bzw. der Rechtfertigungsgedanke durch: Prof. Klaus-Peter Jörns: Notwendige Abschiede – Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum, Gütersloh 2008

Denn die Leiber der Tiere, deren Blut durch den Hohenpriester als Sündopfer in das Heilige getragen wird, werden außerhalb des Lagers verbrannt. Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, **gelitten draußen vor dem Tor**.

13 **So laßt uns nun zu ihm hinausgehen** aus dem Lager und seine Schmach tragen.

14 Denn wir haben **hier keine bleibende Stadt**, sondern die zukünftige suchen wir.

Drinnen und draußen - das ist ein fundamentaler Unterschied. Bist du draußen oder bis zu drinnen? Draußen in der freien Natur, vor dem Tor zu sein - das sehen wir heute als eine schöne Sache. Draußen – Ort von Erholung oder gar Erbauung. Ganz anders zu biblischer Zeit. Wer draußen vor dem Tor war, befand sich in einer bedrohlichen Gegend, wo düstere Kräfte und Dämonen hausten. Mit dem Einbruch der Dunkelheit wurden die Stadttore geschlossen, und wer dann draußen war, befand sich an einem bedrohlichen und religiös unreiner Ort. Draußen vor den Mauern der Stadt, da waren die Steinbrüche, die Friedhöfe. An einem solchen Ort stirbt Jesus, denn Golgatha, die Schädelstätte ist ein ehemaliger Steinbruch, auf dem die Körper der Hingerichteten verbleiben oder verscharrt werden. Kein guter Ort. Jesus stirbt nicht in der Stadt, nicht im Tempel, nicht im heiligen Bezirk. Er stirbt als Ausgestoßener an einem Ort der Unreinheit. Aber gerade dort ist Gott gegenwärtig. Und damit wird eine Linie weitergezeichnet, die es im Leben von Jesus gab. Jesus hielt sich nicht bei den politischen und religiösen Autoritäten seiner Zeit auf, sondern bei denen, die in jeder Weise draußen waren. Bei ihm jedoch waren sie nicht draußen. Er holte sie herein in seine Gemeinschaft. Er setzte sich mit ihnen an einen Tisch und erzählte ihnen vom Reich Gottes.

Für die Gemeinde des Hebräerbriefes lag dies schon eine ganze Zeit zurück. Kann man dieses Draußen-sein kultivieren zum Lebensstil? Lieber hätte man sich eingerichtet in den warmen Stuben und in den sicheren Häfen. Menschen, die innere oder äußere Heimatlosigkeit erlebt haben, werden von diesem Gedanken angezogen. Menschen die sich gutbehaust eingerichtet haben, gehen eher auf Abstand zu diesem Gedanken. Wer kündigt schon gerne die vertraute Gemeinschaft auf? Wer verzichtet schon gerne auf das Gefühl dazu zu gehören?

Doch wie schnell geht das, dass man draußen ist, nicht mehr dazugehört, sich ausgeschlossen fühlt. Dazu muss man nicht unter der Brücke landen. Das Draußen, der Übergang zur Wüste, kann viel schneller beginnen: eine Krankheit, die Lebenspläne zum Scheitern bringt, das Scheitern auf den beruflichen Weg, ein Unfall mit allen seinen Folgen und schon gehören wir nicht mehr dazu, sind wir draußen.

Der Hebräerbrief, der das Thema des wandernden Gottesvolkes in viele Richtungen entfaltet, erinnert Christen daran, dass wir uns nicht stromlinienartig, passgenau jeder Zeitströmung, jedem gesellschaftlichen Trend anpassen können, wenn wir zu dem gehören wollen, der draußen vor dem Tor stirbt. Sicherlich sollen wir keine künstliche Weltverachtung entwickeln, dazu sind wir in unserer Gesellschaft, in unserem Umfeld Zeit viel zu sehr eingebunden und integriert. Christen werden hierzulande nicht geschmäht oder beschimpft - allenfalls einmal schräg angesehen.

Sollen wir die Existenz von Vagabunden führen, in Zelten wohnen und aus dem Rucksack leben? Es geht nicht primär um bestimmte Lebensformen, es geht eher um Haltungen, um den inneren Aufbruch. Und da bin ich zunächst persönlich gefragt: Wie frei bin ich eigentlich, aufzubrechen und loszulassen, was mir teuer ist, woran ich hänge, was ich mein Eigen nenne, worauf ich meine, ein gutes Recht zu haben? Ehrlich gesagt: einfach ist das nicht.

Dieses Bibelwort kommt auch nicht als moralische Forderung daher, aber als Anstoß, als Frage nach unserer inneren Haltung. Es sind Fragen, die mit uns gehen über die Passionszeit hinaus. Sie gelten uns als einzelnen Christen, aber auch uns als Gemeinde. Wie aber ist es da mit unserer Bereitschaft aufzubrechen bestellt, wenn es konkret wird? Was lässt viele Gemeinden bei uns so festhalten an bestimmten Strukturen und Gewohnheiten? Warum sind wir so ängstlich, wir könnten etwas verlieren, wenn sich etwas verändern muss? Wir haben doch *hier keine bleibende Stadt!*

„**So laßt uns nun zu ihm hinausgehen** aus dem Lager und seine Schmach tragen.“ Hat sich das Thema Aufbruch erledigt seit 1968 oder spätestens seit 1989/90 - jetzt wo wir auch als Kirche in

der Versuchung stehen, uns in der relativen Sicherheit des Lagers, des „Drinnein“ einzurichten. Haben wir als Kirche eine Art Lagermentalität entwickelt?

Es geht dabei nicht um einen Aufbruch irgendwohin, sondern um den Weg dahin, wo auch Christus ist. Wer draußen vor das Tor geht, der braucht trotzdem eine innere Verwurzelung, wofür die Passionszeit sicherlich viele gute Möglichkeiten bietet. Das Maß, die Schritte, die ich bereit bin, nach draußen zu gehen, sind für jeden anders:

Ich kann zu Verachteten und Verspotteten, zu denen die irgendwie draußen sind, stehen.

Ich kann mich trennen von Dingen, die mir mal lieb und wert waren, mich aber jetzt eher an einem sinnvollen Lebenswandel hindern.

Ich kann mich ändern, auch wenn ich bei anderen dafür keine Begeisterungstürme ernte.

Ich kann gut über andere reden und nicht mitmachen, wenn über sie hergezogen wird.

Das muss nicht gleich das Kreuz tragen sein. Sich wie Jesus mit Außenseitern zusammen zu setzen.

Mit verachteten und verschmähten Menschen zusammen zu essen. Um Kranke keinen Bogen zu machen. Für Menschen einzutreten, die nicht aus diesem Land sind.

Dies alles geschieht bei weitem schon an vielen Stellen, nur dass davon zumeist wenig in den großen Meldungen oder den Medien zu hören ist.

Die Aufforderung hinaus vor das Tor zu gehen, leitet unser Predigtabschnitt aus einer einzigartigen Hoffnung, ja Gewißheit ab: **Denn wir haben hier keine bleibende Stadt**, sondern die zukünftige suchen wir – der Jahreslosung des vergangenen Jahres. Dabei ist dieses Wort oft nur im Blick auf die daraus resultierende Zukunftshoffnung betrachtet und befragt worden. Aber: diese Hoffnung ist eine ganz starke Motivation für unser Handeln in der Gegenwart. Die große Hoffnung, das Wissen von der Stadt Gottes, kann uns dabei den Rückhalt, die Sicherheit geben.

Wer von dieser Gewißheit getragen ist, der kann in einer großen Freiheit leben. Dann kann mich nichts mehr festhalten. Dann weiß ich, dass für meine Zukunft gesorgt ist. Dann weiß ich, daß meine zukünftige Heimat bei Gott gesichert ist. Seit unserer Taufe hat uns das Gott zugesagt. So bin ich in die Freiheit der Kinder Gottes (Konfis Achtung!) gerufen. Ich kann rausgehen aus Gewohntem und Vertrautem. Ich kann zusammen mit anderen Menschen etwas zum Guten riskieren. Ich kann auch damit leben, auch einmal schräg angesehen zu werden. Ich kann auch mal anders leben, als das angeblich alle machen, mich absetzen vom Mainstream.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Lassen Sie uns, liebe Gemeinde, hinausgehen in unseren Alltag mit der Freiheit, dem Trost und dem Mut, den dieses Wort uns schenkt. Amen

Lied SVH 4, 1-3 Wir ziehen vor die Tore der Stadt